

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vom Rhein

Diethoff, Ernestine

Leipzig, 1871

Zeit bringt Rosen. Mit Illustration vom B. Bautier

[urn:nbn:de:bsz:31-241613](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241613)

Zeit bringt Rosen.

Mit Illustration von B. Bantier.

Die Zeit sie bringt so Rosen als Dornen,
Aber das blüht immer wieder von vornen.
Goethe.

Eine weiße Brücke führt über den Bach, davor stehen zwei alte Trauerweiden und lassen ihre fließenden Zweige bis zu den blinkenden Wellen herabhängen, die thun, als hätten sie's gar eilig, zu den Gerbhäusern hinab zu kommen, die weiter unten liegen in einer langen Reihe. Und doch ist es ein gar stiller Ort, daran sie vorbei kommen. „Sta. Viator“ steht in verwitterter Goldschrift über dem vielfach verschnörkelten Eisenthore jenseits der Brücke; aber die Wellen stehen nicht still, und auch nur selten ein Wanderer. Das ist der alte Kirchhof, und da, wo so manche Geschichte geendet, beginnt die unsere. Rings um den Kirchhof war Ackerland, schwerer kostbarer Fruchtboden, gut bebaut und gut gehalten; denn die Bürger der kleinen ehemaligen Reichsstadt, die da jenseits der Landstraße hinter ihren Mauern und Thürmen liegt, trieben alle neben ihrer Handtierung noch den Acker- und Weinbau zu ihrem eigenen und des Landes Gedeihen. Vor der Brücke kreuzen sich zwei Straßen; die eine führt gegen das Gebirge, dessen kühne Formen aus blaustüchtiger Ferne herübergrüßen, die andere weiterhin in's Gau.

Da, wo die Straße sich kreuzt, standen zwei junge Männer. Der eine jünger scheinende trug auf dem braunen Kraushaar einen leichten Strohhut und darunter ein frisches, fröhliches Gesicht voll Leben und Lust an der Welt. Einen leinenen Kittel hatte er über seine Kleider gezogen, ein grünes Mäntel umgehängt und einen Stoc in der Hand. So konnt' er leicht für einen Handwerksburschen gelten. Wer aber näher hinsah, der merkte, daß das Alles feinerer Stoff war und der junge Mann einer von der immer mehr aussterbenden Species der Fußreisenden. Der andere war mit einem dunklen Sommerpaletot vom elegantesten Schnitt und einem hohen Seidenhut bekleidet. Seine

Hände staken in etwas zu engen Glacehandschuhen; er konnte also unmöglich den kleinen gestickten Nachtsack selbst tragen und mußte zu diesem Zweck einen noch sehr jugendlichen Bewohner der Reichsstadt hinter sich hertragen lassen, dessen schiefgetretene Stiefel und nicht nur müßenloses, sondern auch ungekämmtes Haupt den äußersten Contrast zu dem rein und glänzend gebürsteten Herrn bildeten. Der junge Reichsbürger hatte sich einstweilen auf einen Chausséestein gesetzt und zu mehrerer Bequemlichkeit den gestickten Nachtsack in den tiefsten Staub abgestellt.

„Also wirklich, Emil“, sprach der Fußreisende, „Du willst nicht mit mir gehen?“ — „Gewiß ginge ich gern mit Dir“, antwortete der Feine, „aber Du kennst die Verhältnisse, Karl.“

„Ei was!“ rief der Andere, „immer und immer diese leidigen Verhältnisse! Müßt' ich nur das verdamnte Wort nicht immer hören, das nichts sagt und nichts verbirgt, hinter das man sich flüchten kann und verstecken, und Jeder mag sich dabei denken, was er will!“ — „Was willst Du, mein Lieber?“ lautete die Antwort. „Die Verhältnisse sind zwingend, wir können uns nicht losreißen, ohne das Gefüge der Kette, welche uns mit Andern verbindet, gewaltfam und unnatürlich zu lösen.“

Der Andere drehte sich auf dem Absatz herum und wirbelte den Stoc umher. „Um Gotteswillen, Herr Assessor in Ferien, gieb mir keine so subtile, gedrehte Antwort, an der ich zu knacken habe wie an einer Nuß. Einfach, ich finde Dich hier, frei, in Ferien; ich frage Dich: willst Du mit in's Gebirg? Du duckst Dich ganz klein zusammen: — die Verhältnisse — ich möchte gern, aber — die Verhältnisse — mein Dinkel — die Gesellschaft. — Zum Teufel, stelle Dich einmal drüber, geh' mit!“

Der Andere sah auf seine Uhr. „Ich muß mich beeilen, Karl, es ist eine Viertelstunde zum Bahnhof. Ich kann in der That Deiner Aufforderung nicht Folge leisten. Viel Vergnügen!“

Ein Wink mahnte den Buben zum Aufbruch, welcher, den Nachtsack über die Schulter werfend, im dicken Staube der Heerstraße hintrottete. Aergerlich wandte der Fußreisende sich herum, der Andere grüßte nochmals mit der schön belederten Hand.

„Geh' hin in Gottes Namen“, murmelte Jener, „geh' hin zu Basen und Bettern und in das ganze Getriebe der schöngefügtten Verhältnisse! Ich will mich ein paar Tage losmachen, vielleicht auch ein paar Wochen. Heraus, heraus! Ich will einmal all' den Plunder hinter mir lassen und mir wohl

thun in der freien Gotteswelt, in Wald und Heide. 's ist am Ende auch besser, der geht für sich und ich meines Weges. Wer heißt mich auch allen Leuten Gutes thun wollen nach meiner Meinung und es ihnen aufdrängen?"

Der Reisende schlenderte bei diesen Worten langsam über die Brücke, er ergriff die niederhängenden Zweige der einen Trauerweide und bewegte mit derselben, sie hin und her schleudernd, das Wasser. Da hörte er helle Mädchenstimmen aus dem Innern des Kirchhofs herüber tönen; er trat über die Brücke, und sich auf das niedrige Gemäuer lehnend, blickte er, halb verborgen von einer hochgewachsenen Taxusstaude, hinein. Es war reiches Ackerfeld ringsum, schwerer fetter Boden, auf dem alle Frucht doppelt zu keimen schien. So war auch der Kirchhof. Der Reisende meinte nie eine üppigere Gartenwildniß gesehen zu haben. Wie das blühte und glänzte über den moosigen Steinen und den eingesunkenen Kreuzen! Nur noch selten, da und dort, war ein Grab gejätet und gerecht, mit einer Umfassung von Masliebchen oder Immergrün umgeben; sonst deckte all' die Gräber das gleiche hoffnungsgrüne Leichentuch des im Thauperlenschmuck prangenden Grasses. Lustig wuchsen darüber die prächtigen Büsche des Goldblacks und der Schwertlilie, wiegen Tannen und Cypressen ihre dunklen Häupter und dufteten ganze Hecken von Rosen und Flieder zu dem an der Mauer herüber.

Daß der Kirchhof nicht mehr im Gebrauch sei, war wohl sichtlich, sowie daß er nun auch zu anderen Zwecken diene. Auf dem Rasen der eingesunkenen Gräber waren lange Stücke Finnen zum Bleichen gebreitet und zwischen den Grabsteinen flatterte allerhand zum Trocknen aufgehängte Wäsche.

Das Alles hatte der Reisende mit einem Blick gesehen. — Aber wo waren die Mädchen? — Richtig, dort standen sie, ganz in seiner Nähe neben dem großen Rosenstrauch, aus dessen Mitte eine Todtenurne weißlich schimmerte.

„Wie schön! wie schön!“ flüsterte der junge Mann unwillkürlich. — Ja, es war wirklich schön, was er sah. Schön war sie, wie die thaubesprengte Rose am Busch, die schlankte, anmuthige Blondine im kurzen Rock und knappen Mieder, wie sie eben den aus dem weißen Hemdärmel schimmernden Arm hob, um einen vollen Rosenkranz sich auf den lockigen Wellenscheitel zu drücken. — Aber mit einer hastigen Bewegung riß ihre dunklere, vollere Gefährtin den gehobenen Arm herab.

„Jesus! Mariann'! Ich glaub' Du wärst's im Stande!“ — Das Mädchen, welches dies mit einer angstvoll fragenden Betonung rief, war, wenn auch nicht so schön, als ihre Gefährtin, doch wohl für manchen Geschmack noch

reizender und gefälliger. Sie hatte üppigere Formen, frische Gesichtsfarbe und dunkle Augen und Haare. Ihre Kleidung war die eines wohlhabenden Bürgermädchens, doch nicht halb so kleidsam war das hellgrundige, rothgetupfte Rattunkleid und die braune Merinoschürze, als das blaugestreifte Drellmieder und der kurze Unterrock von dunklem Vollstoff, welchen die blonde Schöne trug.

Der junge Mann war so sehr in das Anschauen dieser zauberhaften Schönheit verloren, daß er die eifrige Rede der Braunen ganz überhörte. „Wenn dieses Mädchen ein Atlaskleid trüge und Perlschnüre im Haar, Jeder hielte sie für eine geborene Prinzessin, und dächte nicht, daß in diesen Verhältnissen — — Pfiui!“ unterbrach er sich selbst, „kommt mir schon wieder das leidige Wort?“

„Geh, Du bist nicht klug, Rosine!“ rief jetzt die Blonde mit hellem Lachen. „Warum soll ich den Kranz nicht aufsetzen?“

„Sieh, Marianne, thu's nicht, mir zu Lieb! Weißt Du nicht, man sagt, an die käme nie der Brautkranz, die einmal einen Kranz von Todtenblumen getragen!“

„Wegen dessen wollt' ich's schon wagen!“ rief die schöne Marianne übermüthig. — „Sieh!“ fuhr sie fort, auf die Leinwand deutend, „das ist ja auch von meinem Ausstattungskleinen, was ich auf den Gräbern bleiche, und der Rosenstock hier ist von je mein Liebling.“

„Was ist's denn für ein Grab, darauf er steht?“ fragte Rosine. „Er muß schon gar alt sein, denn in meinem Leben hab' ich noch keinen so dicken Rosenstamm gesehen.“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte die Blonde, „ich hab's noch nicht gelesen, die Schrift ist ganz moosig.“

Rosine beugte sich nieder zum liegenden Grabstein, Marianne hatte den Kranz über die nebenstehende Gießkanne gehängt und bog sich mitlesend über die Freundin, indem sie mit der Linken die Rosenzweige zurückhielt, welche sie am Sehen hinderten. — Der Lauscher an der Kirchhofsmauer wagte kaum zu athmen, aus Furcht, das liebliche Bild zu zerstören.

„Maria Anna ruhet hier,
Aller Tugenden ein Zier
Ist sie an Leib und Seel gewest.
Dem Herrn des Raths und ehrenvest
Junter Zürg vom Thor war sie vertrant
Als eine angelobte Braut.
Jez hat sie Gott im Jungfernkranz
Geführet in des Himmels Glanz.“

„Anno 1573 auf den Tag Johannis ist allhier beerdigt worden die edel Jungfraw Maria Anna im Ringwalt, so ihrs Lebens Alter gebracht hat auf 21 Jahr weniger 3 Monat, und eyn eheleiblich Kind gewest des edeln Junfers und Burgemeister Peter Hans im Ringwalt und seiner Hausfrawen Kathrein, eynere Edeln von Walberg. Gott mög' ihrer Seelen gnädig seyn. Amen!“

Solches las mühsam und langsam die dunkle Rosine. Und wie es geht, wenn Einer so nach und nach Buchstaben und Worte zusammenklauben muß, kann er nicht so schnell den Sinn fassen wie der Hörende. Die Leserin wußte also nicht mehr so recht, was sie gelesen hatte, und sah erschrocken auf die Freundin, welche sich, bleich und mühsam Athem holend, an den Rosenstamm lehnte. — „Marianne, was ist? was hast Du?“ rief sie erschreckt.

„Hast Du denn nicht selbst gelesen, daß die da unten „Maria Anna Ringwalt“ heißt, gerade wie ich, und auch gerade so alt war?“ rief die Blonde, indem es wie ein Frösteln ihre ganze schlanke Gestalt durchzitterte.

Die Braune war auch um ein Merkliches blässer geworden. „Geh“, sagte sie, „sei kein Kind! Die Ringwalte sind in der Stadt erbgewesen, seit sie steht, und Maria Anna's giebt's in jedem Haus, das ist kein Wunder!“

„Ja, Du kannst Recht haben, sie kann unseres Geschlechts gewesen sein“, sprach Marianne, und indem sie die blonden Haare rasch zurückstrich, rief sie herzhast: „Und es sind mir doch immer nur Rosen aus diesem Grab erblüht!“

Ihre Gießkanne aufnehmend, rief sie: „Wir wollen eilen, daß wir von dem Grab fort kommen und wieder an die Arbeit; es wird Einem ganz ängstlich!“ Und gleichsam sich selber zur Aufmunterung und zum Troste wiederholte sie halblaut: „Es sind mir doch immer nur Rosen draus erwachsen!“

„Marianne!“ rief die Freundin, „willst Du so im Unterrock und im Nieder, hembärmelig an den Bach gehen?“ — „'s wird noch Niemand auf dem Weg sein“, meinte die Andere, und sprang fröhlich gegen das Gitterthor, um am Bach zu schöpfen. Rosine folgte bedächtigeren Schrittes, sorgsam den Saum des Rockes vor dem feuchten Grase schützend. Das verschnörfelte Eisen- thor drehte sich kreisend in den verrosteten Angeln, Marianne trat heraus und beugte sich gegen die Seite, wo der Reisende stand, zum Wasser. Da erblickte sie diesen, und mit einem Schrei, sich ihrer leichten Toilette erinnernd, ließ sie die Gießkanne fallen. Mit einem gurgelnden Ton, den schwankenden Seither nach oben gerichtet, sank die Kanne halb unter Wasser, aber schon war der Wanderer gegen den Rand des Baches gesprungen und hatte mit dem gebogenen Griffe seines Stockes die Flüchtige wieder beigehaft.

Als er sich wieder erhob, stand die schöne Marianne, mit hellem Roth übergossen, halb hinter der Freundin; die baumwollene Schürze hatte sie über die entblößten Schultern geschlagen und die nackten Arme so viel als thunlich darunter versteckt. So stand sie da, ein Bild der reizendsten Verwirrung.

So war es an der geordneten Rosine, die Sprecherin zu machen und den Dank für die gerettete Gießkanne abzustatten. Sie entledigte sich dieses Amtes denn auch bestens, und aus Höflichkeit oder weil der Fremde ihr gefiel, spann sie das Gespräch noch weiter fort.

„Er wird in die Stadt wollen? — 's ist ein hübscher Ort“, sprach sie.

„Ich komme aus der Stadt und will in's Gebirg“, antwortete der Reisende.

Die Redeweise des Fremden verdutzte ein wenig die Fragerin, denn es kam ihr vor, als hätte sie sich in dem Reisenden mit dem Känzel geirrt.

„Ich hab' gemeint, Sie reisten in einer Profession“ — sprach sie. Der junge Mann lächelte. „Das ist auch kein Irrthum, schönes Kind“, erwiderte er.

Jetzt wurde Rosine wieder zutraulicher. „Und in welcher, wenn man so fest sein und fragen darf?“

Der Gefragte strich sich lächelnd mit der Hand über den Schnurrbart, er ließ einen besinnenden Blick über die scheue Blonde und den blühenden Kirchhof gleiten. „Ich bin ein Gärtner“, sagte er nach einigem Zaudern. Da kam plötzlich Leben in die schöne Marianne, welche bisher nur verstohlen, von dem Rattunkleide der Freundin geschützt, den Fremden betrachtet hatte.

„Mein Großvater sucht schon lange einen tüchtigen Gärtnersgehülfen“, rief sie, wagte aber nicht, den Reisenden geradezu anzureden, und warf diese Bemerkung wie eine allgemeine hin. — Da schwirrte durch den Kopf des jungen Mannes wie ein Blitz der Gedanke: „Wie, wenn Du Dich auf einige Tage hier als Gärtner aufhieltest? Das gäbe ein schönes Reiseintermezzo, da wäre ich einmal gründlich losgerissen von allen Verhältnissen“, sprach er bei sich. — „Im Gebirg ist für einen Gärtner nicht viel zu finden, schon eher für einen Forstmann“, sagte Rosine.

Der Reisende wandte sich gegen die Blonde. „Wenn die Jungfer mich zu ihrem Großvater führen will, so soll mir's lieb sein.“ Sie gab auch jetzt wieder keine directe Antwort. „Dort ist der Großvater“, sprach sie, indem sie, sich auf die Zehen stellend, über den Kirchhof hinblickte. Eilig lief sie dann davon durch das offen gebliebene Gitterthor und griff hastig nach Rock und Jacke von dunklem Zeug, welche über ein marmornes Kreuz gehängt war. Im

Laufe warf sie den Rock über, knöpfte die Bocke zu und band das weiße Spizentüchlein um den Hals.

Der Fremde folgte mit Rosinen, immer die Augen auf die liebliche Entflozene gerichtet. Seine Begleiterin führte ihn durch vielfach gewundene Wege, denn sie wollte ihres hellen Kleides und ihrer zierlichen Schuhe halber nicht über die thaufeuchten Gräber laufen; auch hätte es sich mit dem Fremden nicht wohl geschickt, so darüber hin zu huschen wie Marianne. So war denn dieser Zeit genug geblieben, dem Großvater die ganze Angelegenheit vorzutragen.

Die beiden Andern kamen näher. Der alte Mann mit der grünen Schirmmütze war eifrig beschäftigt, die Zweige von Spalierpfirsichen, welche er an der Kirchhofsmauer zog, anzubinden.

„Großvater, da ist der Gärtner!“ rief seine Enkelin. Der alte Mann band ruhig und ohne sich umzuwenden einen widerstrebenden Zweig an das Gitter. „Ich hab' es dem Großvater schon gesagt, daß Sie ihn sprechen wollen“, sagte die schöne Marianne, indem sie den Reisenden fest anblickte. Mit der gewohnten anständigen Kleidung schien ihr auch wieder alle gewohnte Sicherheit gekommen zu sein. Der Fremde betrachtete entzückt die schöne Gestalt, die im dunklen, lang niederfallenden Kleide höher und reifer erschien.

Endlich war der Zweig festgebunden. Der Alte drehte sich langsam herum; er hatte einen Büschel Bindfaden im Munde, den nahm er erst langsam heraus und steckte ihn in die Tasche der langschößigen Weste, dann wischte er bedächtig die Brillengläser, rückte die grüne Schirmmütze rückwärts und betrachtete nach all' diesen sorgsamem Vorbereitungen den vor ihm Stehenden von oben bis unten.

Ueber das Gesicht des jungen Mannes zuckte ein kaum zu unterdrückendes Lächeln. „Wahrhaftig!“ dachte er, „das gäbe eine schöne Scene, wenn meine hochadelige Verwandtschaft mich, Karl Justus von Strohmeck, jetzt sehen könnte, im Begriff, sich einem alten Todtengräber als Gehülfsen zu verbinden.“

Der Alte räusperte sich. Er war es von je gewöhnt, seine Untergeordneten mit Er anzureden; diesem jungen Gärtner gegenüber wollte es aber nicht so recht gehen, er bediente sich daher der Art von Anrede, wie sie manche Fürsten zu lieben pflegen.

„Ist der junge Mann ein gelernter Gärtner?“ fragte er. — Der gab darauf keine directe Antwort. „Ich habe mich immer besonders viel mit der Blumenzucht abgegeben“, sprach er. — Der Alte schüttelte den Kopf. „Auf

Blumen geb' ich nicht viel, Obst und Gemüse ist mir die Hauptsache.“ — „Aber ich dachte doch, Ihr Amt als Todtengräber — —“ — „Mein Amt als Todtengräber?“ unterbrach ihn der Alte. „Ich bin ein Handelsgärtner und kein Todtengräber; den Kirchhof hab' ich von der Stadt in Pacht, weil er noch acht Jahre zu liegen hat, bis die gesetzlichen fünfunddreißig Jahre um sind, dann wird er umgebrochen.“

Der junge Mann fühlte, daß er einen Verstoß begangen habe, er wollte es wieder gut machen, und vor ein daneben liegendes Birnenspalier tretend, sagte er: „Das sind prächtige Saint Germain; so hab' ich sie bis jetzt nur in Paris gesehen.“ Das wirkte. — „Ist der junge Mensch in Paris gewesen?“ sprach der Alte schmunzelnd. „Ich habe die Gärtnerei in Metz gelernt und wäre auch gern nach Paris gegangen, aber es war in der Revolution.“

Nach manchem Hin- und Herreden wurde der alte Gärtner mit dem jungen einig, daß derselbe einmal vierzehn Tage auf Probe arbeiten und dagegen Kost und Wohnung erhalten solle. Die Mädchen hatten sich inzwischen entfernt und der Alte sich wieder seiner Arbeit zugewendet. Nach einer kleinen Weile, während welcher der Reisende sich umsonst bemüht hatte, die schöne Marianne wieder zu sehen, nahm der Alte Neb- und Oculirmesser, Bast und Bindfaden vom Boden auf und ein Wink lud den Reisenden zum Mitgehen ein. — Schweigend gingen die Beiden durch den grünen blühenden Kirchhof; da war es dem jungen Mann, als hörte er wieder die Stimmen der Mädchen, und richtig, dort standen sie auf der Brücke; das Gitterthor war offen, sie sahen zu ihm herüber. Er nahm den Hut ab und schwenkte ihn grüßend gegen die Mädchen; lachend entsprang Rosine, aber es war ihm, als ob die schöne Marianne seinen Gruß erwiderte.

Die Hainbuchenhecke, welche ehemals den Kirchhof auch auf der westlichen Seite umgab, war verschwunden, und so bildete das Besitztum des alten Ringwalt ein Ganzes mit dem Kirchhofe; bis auf diesen herüber erstreckten sich die edlen Obstbäume und manches Gemüesfeld war schon über die Grenze gerückt.

Karl von Strohmeß betrachtete mit Vergnügen diesen wohlgehaltenen Besitz, die gutgepflegten Bäume und die schön und sauber gehaltene Baumschule, deren gesunde schlanke Stämmchen die östlichste Ecke des Gartens füllten. Das Ganze lachte ihn an wie ein freundliches Idyll, und er dachte es sich ganz angenehm, mit dem schönen blonden Mädchen ein paar Tage in dem weißen Häuschen mit den grünen Fensterladen dort zu hausen.



Zeit bringt Rosen.

Marianne trat heraus und beugte sich gegen die Seite, wo der Reisende stand, zum Wasser. (S. S. 109.)

Strohmeck war eine glücklich begabte, heitere Natur. Als einziger Sohn hatte er schon frühe die militairische Laufbahn ergriffen, gleich fast allen seinen Vorgängern. Aber gar bald vom Garnisonsleben im Frieden angewidert, hatte er dem Kriegerstande Valet gesagt, um sich seinem Lieblingsstudium, den Naturwissenschaften, vornehmlich der Botanik und Forstcultur mit Muße widmen zu können. Bedeutendes Vermögen und ein gut gelegener, schöner Land- sitz kamen ihm dabei trefflich zu statten. Seine Kenntnisse ließen ihn deshalb nicht fürchten, aus der Rolle zu fallen, und von seiner Militairzeit her war ihm eine gewisse Rührigkeit und Straffheit geblieben, welche den Gelehrten nicht eigen zu sein pfllegt.

Seine Tour nach dem Gebirge hatte einen doppelten Zweck; einmal wollte er auf einige Zeit Verhältnisse und Personen fliehen, von welchen er sich nicht losmachen konnte, oder wenigstens es nicht zu können glaubte, und die ihm dadurch nur um so lästiger wurden. Und dann wollte er die Flora des Gebirges näher kennen lernen zum Behuf der Abfassung eines eingehenderen Werkes, welches seinen Namen der gelehrten Welt bekannt machen sollte.

Gepäck und Herbarienmappen waren schon nach dem Orte ihrer Bestimmung, einem Dorfe im Gebirg, vorausgegangen, und Karl von Strohmeck war nur deshalb mit seinem leichten Felleisen nach der guten alten Stadt gekommen, um im Vorübergehen ihre alten stattlichen Bauten zu sehen und zugleich einen gerichtlich ausgestellten Nachweis über einen seiner Vorfahren zu begehren, welcher daselbst geboren war. Er hatte hier einen ihm entfernt verwandten Touristen getroffen, denselben, von welchem er diesen Morgen geschieden, und dieser hatte sich dem Auftrage bei dem Magistrat willig unterzogen. So kam es, daß er die Stadt schon am andern Morgen wieder verlassen wollte. Aber das Abenteuer lockte, und er wollte es mit sich nehmen, wie eine schöne duftende Blume, am Wege gepflückt, als freundlich lachendes Erinnerungszeichen zwischen den ernst beschriebenen Blättern liegt.

„So, da wären wir!“ rief der alte Gärtner, indem er, die grüne Schirmmütze an einen Stock hängend, dieselbe mit einer gestrickten Kappe von schwarzer Seide vertauschte, deren Quästchen bei jeder Bewegung lustig auf und nieder tanzte.

Karl sah sich in der freundlichen Stube mit Vergnügen um. Das Mobil- liar war kleinbürgerlich und altmodisch, aber bequem und vollkommen gut ge- halten. Vom mächtigen Himmelbett mit seinen roth und weiß gewürfelten Vorhängen bis zu den geschweiften messingbeschlagenen Commoden und dem lederbezogenen Lehnstuhl trug Alles den Stempel behaglichen Wohlstandes.

„Vom Rhein.“ Bilder und Geschichten

Der Alte griff nach einem Kalender, der zur Seite eines stattlichen Tresorschranks von schön eingelegter Arbeit hing. Die weißen Blätter des Kalenders dienten ihm zugleich als Journal und Hauptbuch.

„Ja so, wie heißen Sie denn?“ — Er hatte glücklich das Sie herausgebracht und sich innerlich dieser Neuerung halber damit entschuldigt, daß ein Mensch, der in Paris gewesen, das wohl beanspruchen könne. — „Karl Strohm“, antwortete der Gefragte. Er nannte nur die erste Sylbe seines Namens. — „Das Ed“, dachte er, „mag wegbleiben, ich will jetzt einmal ohne störende Ecken sein.“

Der Alte kramte lange in seinem Tresor nach dem Rothstift, endlich fand er ihn; er zog einen dicken Strich unter den 25. Mai und schrieb daneben: „Ist bei mir eingetreten als Gesell Karl Strohm.“ — „Mariann!“ rief er dann in die Hausflur, in welche das schöne Mädchen soeben mit dem vollgepackten Wäschekorb getreten war. „Zeig' dem Strohm seine Kammer!“

Das Mädchen nahm einen Schlüssel, der an der Küchentür hing und schritt, ohne ein Wort zu sprechen, die schmale Treppe hinauf. Der junge Mann folgte. — Sie gingen über einen lustigen Speicher, dessen Boden ganz mit Sämereien bedeckt war. Trockene Tabaks- und Maisbüschel hingen von den Sparren und lange Schnüre von dürren Bohnen und Erbsenschoten vor den offenen Dachlulen.

Ein schmaler Weg führte dazwischen hin zu den beiden Thüren im Giebel. Die eine stand halb offen und Karl sah flüchtig im Vorübergehen darin ein weiß überzogenes Bett in einem helltapezierten Stübchen; ein Kanarienvogel ließ daraus seine schmetterndsten Triller ertönen, aber rasch schloß die schöne Marianne diese Thür und drehte den Schlüssel so hastig um, daß es für Carl deutlicher als Worte sprach, dieses Zimmer existire nicht für ihn. Sie schloß die daneben liegende Thür auf. Das war das Zimmer des Gehülfen.

Allerdings war es kein elegantes Boudoir mit seinen weißgetünchten Wänden, dem schmalen Bette, dem zerbrochenen Spiegel und dem roth angestrichenen Kleiderkasten und Tische von Tannenholz; aber doch funkelnd von Reinlichkeit und Sonnenschein. Das Fenster umrankte Nebenlaub, dessen zitternde Schatten auf der weißen Wand spielten und über die beiden Bilder huschten, welche dieselben schmückten. Denn auch die Kunst hatte ihre Vertreter da herauf gesendet, freilich in zwei verschiedenen Producten. Da war über dem Bette, wahrscheinlich von einem kunstsinigen Vorgänger hinterlassen, eine mit Oblaten an die Wand geklebte grell colorirte Lithographie: Kaiser Napoleon

mit dem Herzog von Reichsstadt auf einer sehr handfesten Wolke sitzend. Der kaiserliche Adler darüber war defect geworden, und um diesen Mangel abzu- helfen, hatte der Kunstliebhaber an diese Stelle eine schöne goldbedruckte Karte geheftet, auf welcher zwei an einen Pfeil gespießte Herzen in einem Ver- giftmeinnichtkranz flammten, und darunter stand, flankirt von zwei Rosen- stöcken: „Viel Glück zum Namenstag!“

Auf der jenseitigen Wand aber hing in geschwärztem Rahmen von ehemals vergoldetem Eichenholz ein altes Portrait. Jahrhunderte mochten eine dicke Kruste von Rauch und Schmutz darüber gelegt haben; nur schwer noch erkannte man ein dunkelrothes Frauengewand und einen blonden Mädchenkopf, jedoch so verschwommen, als lägen siebenfache schwarze Schleier davor.

„Wer ist das?“ fragte Karl seine Begleiterin, denn das alte Bild schien ihn mit bekannten Augen aus dem trüben Flor anzublicken. — Marianne lächelte. „Das weiß Niemand mehr zu sagen. Das Bild hing früher unten in der Stube, seit ich denken kann; als sie aber frisch geweißt wurde, that es der Großvater da herauf. Mir war es leid, denn ich habe mich oft selbst ge- fragt, wer es sein möge und hab' das alte Bild oft betrachtet, ja fast liebgehabt.“

So war der junge Mann denn eingeführt in eine Häuslichkeit, welche dem Lebenskreis, in dem er sich bis jetzt bewegt, fremd war; aber um so reizvoller muthete sie ihn an, um so mehr lockte sie, wie ein süßes Geheimniß. — Er blieb.

Dem Alten war in wenigen Tagen der fremde, seine Gehülfe fast wie seine rechte Hand geworden, und die schöne Marianne gab sich mit offenem Herz und Sinn dem Genusse hin, welchen die Gespräche Karls ihr gewährten, Ge- spräche so verschieden von denen, an die sie bisher gewöhnt gewesen.

Einst kam wieder die Rede auf das alte Bild. Karl äußerte den Wunsch, es zu reinigen und fragte zugleich nach seiner Herkunft. Der alte Ringwalt an welchen diese Frage gerichtet war, that erst ein paar lange Züge aus seiner Pfeife. „Wenn Sie alte Bilder putzen wollen“, sagte er gleichmüthig, „so steht in der Kammer unter der Treppe noch ein ganzer Haufen, Männer mit großen Halskrägen und Frauen mit Schnepphauben. Das gäb' aber ein tüch- tiges Geschäft: die Mäuse haben Löcher hineingefressen, so groß wie einer von den Kürbissen draußen. Als die Stadt noch reichsfrei war, und vor den Kriegen, da waren die Ringwalte ein Geschlecht, wie sie's damals geheißsen haben. Damals haben sie Geld genug gehabt, um sich malen zu lassen; unser Eines hat's heutzutage nothwendiger. Wenn Sie aber an alten Sachen Ge-

schmach haben — — da ist genug!" Mit diesen Worten stand der alte Mann auf und trat an das Himmelbett. Er warf den Vorhang vom Kopfe zurück und Carl sah, daß dieser Theil, auf dem die Geschichte der keuschen Susanna abgebildet war, einen Schrank bildete. — Schon lange war ihm das mächtige Bett mit den gewundenen Säulen und den biblischen Malereien aufgefallen; es stammte wohl schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der Charakter sämmtlicher dem alten Testament entlehnten Malereien bezeugte es, und noch mehr die grotesken Schnitzereien der Pfosten und Säulenköpfe.

Der Alte kramte im Bettschrein und warf allerhand Plunder, ein paar goldstoffene Hauben aus dem vorigen Jahrhundert, ein Paar schwere eiserne Sporen, einen alten Wetscher von schwarzem Sammet mit Silberbuckeln besetzt, einige metallene Krugdeckel und dergleichen mehr heraus. Dazwischen kamen Bücher und Schriftstücke und zwischen all' dem Plunder dieses Curiositätencabinetts in der Bettwand, mit alten Pfeifenköpfen und Schminkeboxen, fiel eine vielfach versiegelte Rolle von Pergament heraus.

„Ei, was ist das?“ rief der Alte. „Das muß ganz hinten gesteckt haben, ich hab's meines Wissens noch nicht gesehen.“ Marianne hob lachend den blonden Kopf. „Ihr entdeckt am Ende noch Schätze, Großvater!“ rief sie. — „Nun, es wär' nicht so unmöglich, daß das ein Pfand- oder Kaufbrief wäre“, sprach der Alte, indem er, an den Tisch tretend, die Siegel zu lösen begann.

Da klopfte es an's Fenster und die blühende Rosine schaute herein. Marianne öffnete. „Vetter Christoph, der Georg ist heut' Mittag angekommen, und mein Oheim läßt Euch bitten, zu ihm zu kommen; weil ihn die Gicht wieder so plagt, kann er nicht ausgehen. Ich wollt's Euch im Vorbeigehen gesagt haben.“

Der Eindruck, welchen diese Botschaft auf Diejenigen machte, an welche sie sich richtete, war ein sehr verschiedener. Marianne war todbleich geworden, stammelte ein paar unzusammenhängende Worte, sie müsse nach dem Abendessen sehen, und verließ die Stube, ohne das auf den Boden gefallene Nähzeug der Beachtung zu würdigen. Der Alte hatte def' kein Acht. Er nahm die seidene Kappe ab und stülpte sie mit einer hastigen Bewegung wieder seitwärts auf den Kopf, wie er immer that, wenn er guter Laune war.

„So ist der Herumtreiber endlich wieder einmal heim gekommen? Es hat lange gewährt“, sprach er. „Wie ist's, Rosinchen? Jetzt werd' ich mir für eine Haushälterin sorgen müssen. Am End' hättest Du Lust?“

„Ihr kämet mit mir schlecht aus, Vetter!“ antwortete das Mädchen: „Die

Marianne hat Euch verwöhnt.“ — „Ja, 's wird mir leid um sie thun“, sprach der Alte; „am Ende zieh' ich mit ihr. — Einstweilen aber schmiere Du nur Deine Tanzschuhe, denn ich will der Marianne eine lustige Hochzeit ausrichten!“ Das Mädchen antwortete nicht; es flog wie ein dunkler Schatten über ihr Gesicht. Sich abwendend sprach sie: „Ich muß noch einmal in die Stadt, grüßt mir die Marianne.“

Karl hatte staunend diesen Reden zugehört. Er war jetzt seit drei Wochen in diesem Hause und heute zum Erstenmale wurde Mariannen's als einer Verlobten erwähnt, und zwar in einer Weise, als sei dies eine so bekannte und sichere Sache, daß es der Rede darüber gar nicht bedürfe. — Ein eifersüchtiges bitteres Gefühl beschlich den jungen Mann. Er mußte sich gestehen, daß nur Marianne ihn in dieses Abenteuer gelockt, daß nur sie ihn so lange gefesselt. Urpölslich kam ihm seine Umgebung so aller Poesie entkleidet, so nüchtern vor, daß er sich unwillig fragte, wie er so lange Zeit an dieses Possenspiel habe wenden können? Durch die Mißstimmung aber zuckte ein tieferes Weh.

Ich höre ja heute zum ersten Male, daß Jungfer Marianne Braut ist.“ Mit diesen anscheinend gleichgültigen Worten wandte er sich an den Alten. „Nun, wie man's just nennen will“, erwiederte dieser. „Die Verhältnisse haben das so mit sich gebracht. Es ist für beide Theile passend und geschickt, da sollen sie eben in Gottes Namen einander heirathen, damit Ruh' wird!“

„Die Verhältnisse!“ — knirschte Karl zwischen den Zähnen. „Immer und immer wieder dieser Popanz! also auch hier!“ Laut fragte er dann, und es klang wie Hohn hindurch: „Nun, darf man denn wissen, was das für Verhältnisse sind, für zwingende Verhältnisse und störende dazu, das Mariannen's Heirath Ruhe schaffen muß?“

„Warum nicht!“ antwortete der Alte, der die Aufregung seines Gehülfsen nicht bemerkte. „Das ist für Niemand ein Geheimniß.“ „Das Wasser da“ fuhr er fort, „ist noch von Reichstadts Zeiten her Privilegium für die Gerber da unten; nur sie dürfen's benützen. Die Gerbhäuser aber und das Privilegium sind von Uralters her im Besitz einer Familie. Die hat sich mit der Zeit in verschiedene Stämme getheilt, deren Jeder seinen Theil an der Gerberei und dem Wasserrecht hat. Keines darf seinen Antheil verkaufen, noch an Fremde verschenken oder vermachen. Nur durch Heirath oder Beerbung in der Familie können die Theile zusammenkommen. Da jetzt aber drei Stämme Antheil haben, so ist ewig Hader und Zwietracht. Der Marianne Vater (Gott hab' ihn selig! er ist jung gestorben), das war auch ein Ringwalt und hatte ein

Viertel an den Gerbhäusern zu eigen. Sein Antheil kam auf die Marianne. Mein Vetter, der Vater des Georg, hat einen zweiten Antheil und das liebrige gehört dem Vater der Rosine. Der Georg hat ein Viertel und die Marianne hat eines. Drum sollen sie heirathen, damit sie zusammen einen so großen Antheil haben, wie der Vater der Rosine. Sonst thut es kein gut. — Haben Sie's verstanden?"

Der Alte zündete nach dieser langen Auseinandersetzung langsam die ausgeglimmte Pfeife wieder an und löste bedachtsam die Siegel an der geheimnißvollen Pergamentrolle.

„Und Jungfer Marianne, ist sie's zufrieden? Behagt ihr dieses Compagniegeschäft?“ fragte der junge Mann. — „Was wird sie nicht!“ sprach der Alte. „Sie hat's von je nicht anders gewußt und der Georg ist ein sauberer Bursch.“

Er hatte jetzt glücklich die Siegel an dem Pergament gelöst und schickte sich an, sich mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen, sagte aber, indem er das zusammengefaltete Pergament hinter den Tresor steckte: „Ich kann's auch auf den Abend verschieben. Es ist ohnedies schon dämmerig. Ich will einmal nach den Gerbhäusern gehen und hören, was die wollen. Der Georg hätt' auch selber kommen können.“

Kopfschüttelnd über die Respectlosigkeit der heutigen Jugend schickte der Alte sich zum Ausgehen an, und auch Karl verließ das Zimmer, dessen Decke plötzlich auf ihm zu lasten, dessen Luft schwül und trüb ihn zu umgeben schien. Verstimmt trat er in den Garten, ging er in den Kirchhof. — Was lag ihm so viel daran? Liebte er das Mädchen?

„Es ist Zeit, daß ich dem Ding ein Ende mache“, sprach er düster vor sich. „Was bildete ich mir auch ein, in diesen herrlichen blauen Augen einen Strahl der Empfindung, auf dieser hellen weißen Stirn einen Gedanken an mich zu lesen? Sie weiß und wußte nicht anders, als daß ein glattes Geschäft abzuschließen sei mit ihrer Heirath.“

Er blieb stehen. Das privilegirte Wasser rauschte unter der Brücke, in glührothem Abendstrahl schimmerten die weißen Denksteine des Kirchhofes, durch die Trauerweiden, Tannen und Cypressen strich leise sanfter Lusthauch. — Karl blieb stehen, der tiefe Frieden um ihn muthete ihn eigenthümlich an, aber die Mißstimmung ward wieder Herr über ihn.

„Thor, der ich bin!“ dachte er. „Was ich mit dem Auge der Poesie erblicke, ist für die Andern nur ein gewöhnliches Ergebniß alltäglicher Verhältnisse, und sie behalten Recht! Und was ist's auch, beim Lichte der Wirklichkeit be-

sehen? Das privilegirte Wasser eilt lustig den Gerbhäusern und Lohgruben zu und diese reizende Wildniß des Kirchhofs wird gutes Ackerland geben, Jugend, Schönheit und Talent half dem Bauer den Acker düngen — und Marianne, die schöne Blume —? — Was soll mir das“, unterbrach er sich heftig. „Ich ziehe meines Weges weiter, und sie mag die zwei Vierteltheile zur Hälfte verschmelzen!“

Er war so, ohne es zu wissen, bis zu dem Rosenbusche gekommen, der dem Grabe der Rathsherrnbraut entwuchs. Sein Auge war in die Ferne gerichtet; dort über die Hainbuchenhecke des Kirchhofes blickten und winkten die Berge zauberisch herüber im violetten und rosigem Lichte, mit dem die scheidende Sonne sie übergieß, und dort zog sich die Landstraße hin, wie ein heller Streif durch das dunkelgrüne Saatsfeld. Da trat sein Fuß auf ein dürres, knackendes Reis, und mit einem Laut der Ueberraschung hob sich dicht zu seinen Füßen eine auf den Grabstein gekauerte Gestalt empor.

Erschrocken trat der junge Mann einen Schritt zurück. „Marianne!“ Da saß sie unter dem blühenden Rosenbusch auf dem Grabe von des Bürgermeisters Töchterlein, die schöne Marianne. Eine rothgoldene Glorie webte die Abendsonne um ihren blonden Scheitel, in den gefalteten Händen hielt sie eine weiße Rose. Sie stand auf und wollte sich entfernen.

„Hab' ich Sie gestört, Jungfer Marianne?“ fragte der junge Mann, und wie um sich selbst zu erproben, fügte er hinzu: „Ich habe Sie nicht hier erwartet, ich glaubte, Sie seien auf den Gerbhäusern bei Ihrem Verlobten.“

„Bei meinem Verlobten?“ wiederholte das Mädchen, und der Ton dieser Worte berührte wunderbar den Mißgestimmten, als dränge ein heller, singender Klang durch alle Dissonanzen seines Innern.

„Ihr Großvater“, fing er an, „hat mir gesagt, das sei eine längst abgemachte Sache.“ — „Sagen Sie, ein Geschäft!“ fiel ihm das Mädchen lebhaft in die Rede; „ein Handel, wobei Alles berücksichtigt wurde, alles Für und Wider reiflich erwogen, nur nicht Das, um was es sich handeln sollte, wenn zwei Menschen einen Bund für's Leben schließen!“

Sie hatte das mit großer Festigkeit gesprochen und schien noch mehr hinzufügen zu wollen, aber ein tiefer Seufzer unterbrach ihre Rede und mit der Rechten die Augen bedeckend blieb sie schweigend sitzen.

Karl ließ sich an ihrer Seite nieder, er ergriff ihre niederhängende Linke. „Sie sind nicht glücklich, liebes Mädchen!“ sprach er, „und dennoch haben Sie in diese Verbindung gewilligt, haben sich nicht dagegen geträubt?“

„Es ist wahr“, entgegnete das Mädchen, „ich habe nie dagegen geredet. Seit meiner Kindheit hat man mich mit diesem Gedanken vertraut gemacht, ich wußte nichts weiter. So ging der Georg in die Fremde vor drei Jahren, und in der ganzen Zeit wußt' ich nicht anders, als daß ich sein Weib werden sollte. — Ich habe ruhig d'ran gedacht, daß er wieder kommen würde; aber ich hab's weber sehnlich gewünscht, noch ängstlich dem Tag entgegengesehen, bis — —“.

Mit klopfendem Herzen hatte der junge Mann zugehört. „Bis wann, Marianne? bis wann?“ fragte er sanft, indem er, ihre Rechte ergreifend, ihr in's Auge zu blicken suchte. Da hob sie den Kopf, und einen langen, innigen Blick aus den schönen Augen, einen warmen Liebesstrahl, durch Thränen leuchtend, sandte sie zum jungen Mann empor. — Eine Nachtigall ließ ihren Flötenton durch den stillen Friedhof schallen, die Wellen des Baches rauschten und sangen, durch Bäume und Gesträuche zog Flüstern und Dufsten, und im Herzen des jungen Mannes war Alles aufgegangen, Nachtigallenjubiläum und Frühlingsluft, Liebe und Sonnenschein, in dem Einen thränenfeuchten Blick. — „Marianne!“

Die Rosen dufteten über dem alten Grabe, die Nachtigall streute ihre perlenden Töne in die dunkelnden Büsche, das violette Licht verschwamm an den Bergen, leise stieg der Mond auf; aber gleich einem Augenblick entschwand den Glücklichen die Stunde.

„Und wirklich, mein Mädchen, Du bist mein? Sag' es mir noch einmal, daß ich's glauben kann!“ rief der junge Mann. — „Dein, Dein auf immer!“ antwortete sie, den Kopf an seine Schulter lehrend.

„Komm', Marianne!“ rief er, indem er das Mädchen in die Höhe zog. „Bleib' nicht auf dem Grabe hier sitzen!“ — „Warum nicht, lieber Freund?“ antwortete das Mädchen. „Auf dem Grabe ist unser Bund geschlossen worden, darum soll er auch dauern bis an's Grab und drüber. Wir sind Rosen aus dem Grabe erblüht!“

Durch den mond hellen Kirchhof, durch den Garten voll reifender Früchte schritt das glückliche Paar. „Rede Du heute noch mit dem Großvater“, sagte Marianne. „Es ist besser so, ehe Georg noch bei uns war. — Georg wird sich trösten und das Uebrige muß sich finden.“ — „Gut' Nacht, Liebchen!“ rief Karl, den schönen Mund der Sprecherin mit einem Kusse schließend.

Der alte Ringwalt war mürrisch und übelgelaunt nach Hause gekommen, er hatte die Lampe angezündet und saß am Tische, in dem aufgefundenen Pergament studirend. Marianne war in ihre Kammer geeilt; es war ihr so

leicht und fröhlich zu Muth, sie hätte fliegen mögen. Mit einem schmetternden Triller begrüßte sie ihr Vogel, da nahm sie rasch ihr Tuch ab und hing es über den Käfig. Sie lehnte sich weit zum Fenster hinaus, der kühle Abendwind flog um ihre erhitzte Stirn, um ihre entblößten Schultern, vom Kirchhof her klang das schmelzende Abendlied der Nachtigall, und dort war der Ort, wo ihre Rosen blühten.

Unten mühte sich der Alte mit dem Pergamente, da trat Karl ein. Er wußte nicht recht, welchen Ton er mit dem Alten zuerst anstimmen sollte; denn der war brummig und die schwarze Troddel hing tief über die Stirn. Aber es mußte begonnen sein.

„Wie wär's, Meister Ringwalt, wenn ich käme, um die Marianne zu freien?“ sprach er. — „Dann würd' ich sagen, 's wär' zu spät, sie wär' schon vergeben“, brummte der Alte. — „Aber, Meister Ringwalt, wenn ich käme und sagte: die Marianne und ich wir lieben uns, es ist völliger Ernst.“ — „Dann sagte ich, es wäre besser Spaß“, entgegnete der Alte unerschütterlich.

„Meister Ringwalt“, fuhr Karl ernster und dringender fort, „Marianne muß mein Weib werden; sie liebt mich. — Sie würde unglücklich werden; löst das Uebereinkommen, denn ein Verlöbniß kann das doch nicht genannt werden, was ohne den freien, selbstbewußten Willen Derjenigen, um welche es sich handelt, abgemacht worden ist.“

Der Alte schob seine Brille in die Höhe und blickte den Sprechenden an: „Das ist ein miserables Gewäsch, aus dem ich nicht klug werde; ich hab' wunder gemeint, was dahinter steckt“, sprach er und stieß das Pergament von sich, daß es über den Tisch hinslog bis an den Platz, wo der Andere saß. „Die Marianne heirathet den Georg und damit Punktum!“ rief er dann aufstehend und seinen Wachsstock an der Lampe anzündend. — „Ich denke, wir machen noch manches Komma, bis wir an das Punktum kommen!“ rief Karl.

Der Alte zuckte die Achseln und verließ das Zimmer, um seinen gewöhnlichen Gang durch das Haus zu machen. — Unter der Thür wandte er sich nochmals um. „Sie sind mir lieb und werth gewesen“, sprach er, „für mein Enkelkind aber hab' ich einen andern Mann, und so wär's besser, wenn Sie sich wo anders umsähen.“

Karl lächelte bitter. — „Also abgewiesen!“ murmelte er. „Und da spuken wieder die Verhältnisse dazwischen; der arme Gärtner kommt gegen den reichen Gerbersohn nicht in Betracht. — Es ist überhaupt eine peinliche Lage. Ich kann doch wahrhaftig nicht wie der Prinz im Melodram den Rock aufreißen, den Stern zeigen und sprechen: ich bin Freiherr!“ Er war aufgestanden und ging im Zimmer umher. — „Und doch muß es klar werden, sonst kann ich

dem Eigenvillen dieses alten Mannes und diesem widerwärtigen Uebereinkommen nicht mit Erfolg gegenüber treten.“

Seine Augen fielen bei diesen Worten zufällig auf das auf dem Tische liegende Pergament. Wie gebannt blieb er stehen: „Was ist das?“ Da kam der Alte schlurfenden Schrittes wieder über die Hausflur. Verwundert blickte er auf den jungen Mann, der, ohne sein Eintreten zu bemerken, eifrig in der Rolle las, welche zu entziffern er sich vergebliche Mühe gegeben hatte.

„Wenn Sie das alte Ding mit sich hinauf nehmen wollen, ich hab' nichts dagegen“, sprach er. — „Nun, wir wollen morgen weiter reden, und dann lese ich es Ihnen und Marianne vor“, rief der junge Mann heiter. — „Ich denke, es wird wohl das Letzte sein“, brummte der alte Mann und schloß hinter dem jungen die Thür.

Karl war in seine Kammer hinaufgestiegen. Er warf im Vorübergehen einen Kuß gegen die verschlossene Thür seines Mädchens. — „Gute Nacht!“ flüsterte er, und als Antwort klang ein jubelnder Triller des Kanarienvogels zurück, durch das Schlüsselloch brang ein heller Lichtblitz in den dunkeln Speicher, aber schnell verlöschte derselbe und der Vogel schwieg.

Karl trat in seine Kammer. Hell schien der Mond in die kleine Stube und goß sein volles Licht auf das alte Bild. Die blonden Locken glänzten, das Auge grüßte so bekannt, so lächelnd herüber, das dunkelrothe Gewand schien sich zu regen. — „Marianne!“ rief der Entzückte. Da verhüllte eine vorüberstreichende Wolke den Mond, und im Dunkel lagen Gemach und Bild.

Hastig zündete Karl sein Licht an. Hoch dasselbe erhebend, ließ er den vollen Strahl auf das Gesicht der Unbekannten fallen. Und wahrhaftig, aus der Fülle ihres blonden Haares, das der zierlichen, perlenbesetzten Sammethaube entquoll, blickte sie ihn an mit den Augen der Geliebten. Das war die helle, weiße Stirn und der feine, festgeschlossene Mund seines Mädchens. Karl ließ den hellen Lichtschein niedergleiten am geschlitzten und gepufften dunkelrothen Gewand. Sieh' da, in der Ecke, ist das nicht eine Inschrift? Trüb und undeutlich schimmern die gelben Buchstaben hervor. Mit Reiben und Wischen gelang es dem Forschenden allmählig und mühsam die Schrift zu entziffern. „Maria Anna im Ringwall“, las er.

Da fuhr es wie ein Schauer durch die Seele des sonst starken Mannes, der Leuchter in seiner Hand zitterte und klirrte; er mußte ihn niedersetzen. Da blickte sie auf ihn nieder, aus dem grauen Dämmer der Jahrhunderte, sie, die Beschützerin seiner Liebe, die draußen lag unter dem moosigen Steine,

über dem der Rosenbusch duftete und die Nachtigall sang; sie blickte ihn an mit den Augen der Geliebten, nur nicht so heiter und sonnenhell, wie die Lebenden; ein Schatten der Trauer und Wehmuth schien auf der Stirn zu liegen und der festgeschlossene Mund lächelte nicht heiter, wie der einer Braut.

Sinnend, den Kopf in die Hand gestützt, betrachtete er das wundersame Bild, da stieß er mit der Linken an das achtlos zur Seite gelegte Pergament. — Es hatte ihn gefesselt um eines Namens willen, den er zu sehen geglaubt, und alte Schriften, besonders wenn sie unmittelbar das Familien- und Seelenleben vergangener Zeiten betrafen, hatten für ihn von je einen besondern Reiz. — Der Eingang hatte ihn eigenthümlich angemuthet, so nahm er es denn jetzt wieder zu Hand und las:

„Anno Domini 1591.

„Daz soll seyn meyne Beicht, so ich ablegen will denen, die nach mir kommen. Denn mich dünket, ich hätt deß eyn groß Bedürfn. Weiln ich aber in Dr. Martin Luthers gereinigter Lehr geboren bin und will' auch darinnen verbleiben, so kann mir kein geistlich oder weltlich Macht Absolution ertheilen, denn alleyn durch meyne Reu und tiefe Bekümmernuß und durch den Herrn Jesus Christus, den alleinigen Herrn Gott Zebaoth.

„Aber gleichwie in der katholischen Kirche man vermeint, daß denen, so in Purgatorium Seelenpein und Not leiden, gute Werck und Gebette wolun, so vermeh'n ich und will die gebetten haben, die nach mir kommen, daß sie meyn und mehner Sünden gedenken, und machens gut, waz ich verbrochen hab. Deß sey Ihnen Gott gnedig und der Herr Christus. Amen!

„So wiße dann: Ich Peter Hans im Ringwalt, dieser Stadt Patricius und Burgemeister, untermant kaiserlich römischer Majestät, hab mir genommen zur Hausfraw Kathrein, des Ritters von Walberg Tochter, da meyn erst Gespons mit Tod abgangen, von der mir noch zwei Söhne am Leben sind. Meine Hausfraw Kathrein aber ist auch Tods verblichen, alz sie mir ein Mägglein geboren hatt, darauf ich lang gewartet. — Daz Mägglein hab' ich Maria Anna geheiß'n nach meiner Frawen Mutter.

„Selbiges Mägglein ist gar lieplich angewachsen, also daß sie fast zu sehen war wie eyn Nößlein im May. Da sie in das Alter gekommen, hab' ich sie verlobt dem Junker Jürg vom Thor, eynes hohen und edlen Raths Verwandten, und ich hab gemeint meyn Sach recht gut zu machen; denn der vom Thor war eyn begüterter Mann, auch noch in besten Jahren, also daß er sich wol noch eynes jungen Gemahles hätt befreuen mögen.

„Da hatt aber in unsrer Gassen gewont eyn alt gering Weiblein, so eynes Schwertfegers Wittib gewesen, und hatt geheissen die Strohmeckerin, weilen sie hergekommen ist mit des Ritters von Walberg Leuten, der auch ein Herr gewesen ist zu Strohmeck, und ihr Mann ist gewest ein Hinterfah und der Stadt Schügling.

„Und bemeldte Strohmeckerin hatt eynen einigen Sohn, so das Schwertfegerhandwerck gelernt und dasselbige trieb vor seiner Mutter. Das war eyn gar leker Gesell, der Justus, und die Mägdlein sahen ihn gern; dann er war anzusehen wie Milch und Blut, war aber doch gar stark und schier anzusehen wie der Simson, der abgebildet ist sambt den Philistri auf unfrem Rathshaus. Kundt auch Niemand ihm was Böses nachreden, dann er war gottesfürchtig und fleißig. Deß mög sich Gott mehner erbarmen!

„Da ward ich innen am Tag Georgii des Jares 1572, daß mehn eigen Kind, die Maria Anna, nach dem Gesellen sah. Ich hatt deß sunst kein Aug, wehl sie ihn gekannt hat von Kindesbeinen an. An dem Tag aber ward ichs innen, wie mein Kind kunnt ihres adeligen Bluts so vergessen sein, daß sie zu irem Liebsten den Gesellen gemacht, und wollt nichts wissen vom Junker Bürger. Da hab ich ihr manch hart Wort gegeben und hab mich vermessen hoch und theuer, daß sie das Weib müßt werden dessen vom Thor. Die Maria Anna aber ward dessen nur vester in irem Sinn und wolt nit lassen von dem Gesellen.

„Da hab ich gedacht, wie ich könnt den Justus fortschaffen, auf daß sie sehn nit mehr gedenke. So hab ich dann den Justus gefordert als mehner seeligen Hausfrawen leibeigen Knechtlein, da sie die Letzte gewest ires Stamms, und ist ir zugefallen alz Besitztum Burg und Dorf Strohmeck sambt allen Leuten. Des Justus Mutter aber hatt sich losgekauft gehabt sambt allen ihren Nachkommen, wie sie den Hinterfassen der Stadt geheurat hat. — Solches war mir wol bekannt, aber der böse Feind hat mich verblendt, also daß ich, so ich zu oberst siße in der Stadt hab eynen falschen Eyd geschworen auf das Evangelium und ließ den Justus greifen von den Stekenknechten.

„Die machten viel Rumorens im Haus der Wittib, also daß daz Weiblin sich schier entsagte, und der Justus schlug drein wie eyn Simson. Wehl aber das Weib so heulte und nit von irem Sohn lassen wolt, stiß sie eynes von den Knechten mit der Partisan, daß sie hinfiel in irem Blut. Das ist über mich gekommen, obwehlen ich's nit so gemeint hab, um meins falschen Eyds willen.

„Wie daz der Justus ersah, ist er auf die Stekenknecht dar und hat ihrer

zwey fast schwer verwundt. Da ließ ich ihn in den Thurm werfen und mitt Ruthen streichen, da ich gedachte, jetzt könnt meyn Kind nimmer Einem in Diep zugetan seyn, der so verschändt worden. — Aber die Maria Anna verschwor sich hoch und teuer, wie daß sie wolt lieber in Ketten des Justus Buhle sein, denn deß vom Thor Gemahel in Sammet und Damasten.

„Die Strohmeckerin ist bald an ihren Wunden und Herzeleid gestorben, aber der Justus ist aus dem Thurm entsprungen, wußt Niemand wohin. — Da nahm ich auf meynen falschen Eyd hin der Strohmeckerin Haus als meyn verfallenen Eigentum.

„Aber ich hatt deß wenig Freude. Die Maria Anna zehrte sich ab vor Gram, also daß sie starb am Tage vor Johannis 1573. — Von dem vom Thor hat sie nichts wissen wolle und hat nur allewehl dem Justus gerufen auf irem Todesbett. Der Junker Kirg hatt ir eyn schön Carmen verfaßt; das ließ ich eingraben auf iren Stein um unsrer Freundschaft und Gevattern willen, meyn aber, sie hätt sich lieber des Justus denn dessen vom Thor Braut genennt.

„Vom Justus hat Niemand mehr was gehört, nur alz vor fünf Jahren kurfürstlich Reiterer hier über Nacht gelegen, wolten irer Eydliche Einen Hauptmann gesehen haben, der auf der Maria Anna Grab geknieet, und vermehneten, daß sey der Justus gewesen. Ist auch eyn Rosenstöcklein auf meynes Kindes Grab gefunden worden, so vorher nit da gewesen.“

Bis hierher las der Freiherr, da ließ er das Pergament sinken und griff nach dem Kopf, denn ihm schwindelte fast. Es grenzte ihm an das Wunder, wie sich vor seinem Auge Glied um Glied der Kette schlang, die ihn und Marianne mit der längst Verblichenen verband, wie plötzlich lebendig vor ihm stand, was unmittelbar in sein Schicksal erhellend und schützend eingriff. Es wurde ihm fast unheimlich zu Muth, wie er so da saß und vor ihm ein Stück Leben aus alter, gewaltthätiger, finsterner Zeit sich entrollte, unter den Augen des Dpfers, das ihr gefallen. Diese Augen blickten wunderbar milde herab auf den späten Enkel des einst so heiß Geliebten; der wehmüthige Mund schien sich öffnen zu wollen zu einem Lächeln, einem grüßenden Wort. Da überfiel es den jungen Mann wie ein Schwindel, und hastig löschte er das Licht.

Die Sonne schien hell in sein Gemach, als er am andern Morgen erwachend erst mühsam seine Gedanken wieder ordnen mußte, um den Traum von der Wirklichkeit zu scheiden. — Diese ganze Nacht hatten Maria Anna

und sein Ahn sein Träumen erfüllt. Bald war sie hinausgetreten in ihrem dunkelrothen Gewande, die unglückliche Patricierin, und schritt nun über ihr Grab hin und umhalste den Justus, der im kriegerischen Schmuck einen Rosenzweig eingrub; und dann war sie es wieder nicht und es war die Marianne, die im kurzen Unterrock da stand, und er selbst war der Justus, der im Thurne lag, schwer gefesselt an Händen und Füßen, während draußen in einem ganz mit Rosen bedeckten Sarg die Marianne vorüber getragen wurde. Ganz erschöpft erwachte er und war geneigt, Alles für einen Traum zu halten, aber dort lag die Rolle und dort hing das Bild mit dem Namen: Maria Anna im Ringwalt. — Er stand auf und kleidete sich an. Es war ihm ganz eigen feierlich zu Muthe, als wäre Marianne schon lange die Seine, als wäre sie ihm unauflöslich verbunden.

Er ging hinab; es war Sonntag und darum der Alte länger beim Frühstück als gewöhnlich; doch schien er nicht besserer Laune zu sein als am Abend vorher. Er stieß den Rauch seiner Pfeife in kurzen Sätzen von sich und Marianne saß am Fenster mit trüb umflorten Augen und festgeschlossnem Munde. — Ein offenes Gesangbuch lag auf ihren Knien, aber sie blickte darüber hinaus auf das tanzende Wasser, auf die grünen Bäume und die Landstraße.

Karl trat an den Tisch. „Guten Morgen, Vater Ringwalt“, sprach er und bot dem alten Mann die Hand. Der nahm keine Notiz davon und schob nur brummend die schwarze Kappe auf das eine Ohr. Da trat der Andere, ohne sich an die verwunderten Blicke des Alten zu kehren, an's Fenster. „Guten Morgen, Marianne!“ sprach er fest und reichte dem Mädchen die Hand. Diese ergriff sie, und ein heller, sonniger Strahl flog aus ihren schönen Augen zu dem Geliebten empor. „Es wird gut werden!“ flüsterte dieser.

Dann sich an den Alten wendend, sprach er: „Gehe ich ein Weiteres rede, muß ich erst das gestern gefundene Pergament Euch vorlesen.“ — „'S wird kaum der Mühe werth sein“, brummte der Alte. — Karl las, was wir mitgetheilt, und auch den Schluß, der also lautete:

„So befehl' ich denn all denen, so nach mir kommen, daß sie um Gottes willen mehner gedenken und mehner Sünden, so Gott Zuen selbstn soll Gnad gewähren, daß sie annehmen meine Beicht, so ich jetzt abgelegt, und wollen dem Justus Strohmeyer oder seinen Nachkommen in Gutem vergelten, waz ich ihm und seiner Mutter Böses getan. Dann ich hab' nichts mehr von ihm erfahren, daß ich's hätt' können thun. Insonderheit sollen sie Ime oder den Seinen das Haus zurückgeben neben der Kirch hinter dem Sect.

Michaelsbrunnen, daß ich wider alles Recht an mich genommen. Auch sollen sie denenselben förderlich sehn und das Ire geben, wie sie können.

„Daz hab' ich geschrieben in meinem Wingertslusthaus, darein ich gezogen bin, auf daß ich mich in der Näh hielte von meines Kindes Grab und müßt nimmer sehen daz Haus der Strohmeckerin über die Gassen. — Gott erbarm' sich mein in seiner Barmherzigkeit. Amen!

Peter Hans im Ringwalt.“

„Daz hab' ich in meines Bettes Schrein gelegt, damit ich auf dem Todesbett meine Beicht ablege und müßt doch nit erleben, daß meine Söhn' sich von mir abwenden.“

„Am Sct. Georgen Tag 1591, da ich 74 Jar alt war.“

Staunend hatte der Alte, erschüttert Marianne zugehört. So wußte sie jetzt, wie viel Weh das Grab unter dem Rosenstrauch barg, und wessen Hand die Rosen für sie gepflanzt. Sie faltete die Hände über dem offenen Gesangbuch und eine helle Thräne rollte darauf. Einen schenen Blick warf sie nach dem Bette, in welchem der verbrecherische Bürgermeister gestorben war, dessen harte Hand so schonungslos seines eigenen Kindes Lieben und Leben zerdrückt hatte.

„Das ist ein curioses Testament“, sprach der Alte. „Wenn man sonst Testamente findet, meint man was zu bekommen; da aber heißt's: gieb her! — Ich meine nicht, daß wir die Strohmecker in der Zeitung sollten ausschreiben lassen. Das gäb' eine schöne Geschichte, Mariann', wenn Deines Vaters Bruder sein Haus hergeben sollte. 's ist überhaupt curios, daß von all' dem Besitz der Ringwalte uns nichts geblieben ist als das Haus hinter dem Michaelsbrunnen und da das Wingerthaus, in das sich der alte Sünder geflüchtet hat.“

„Ist denn dieses Haus schon so alt?“ fragte Marianne. — „Freilich“, erwiederte der Alte. „Vor der Franzosenzeit hat es gezackte Giebel gehabt und ein in Stein gehauenes Wappen über der Thür. Die Giebel hat mein Vater seliger abbrechen lassen und das Wappen herausmeißeln; denn es war in der Zeit, wo die erste französische Revolution angefangen hat. Da hat er an die Stelle schreiben lassen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, und darunter: „Renovatum 1792.“

„Da, Zeiten und Verhältnisse ändern sich in zweihundert Jahren“, sprach Karl ernst. „Aber wie, Vater Ringwalt“, fuhr er fort, und legte seine Hand auf die des alten Mannes, „wenn jetzt Einer von den Strohmeckern vor

Euch träte und sagte: „Gebt mir, was mein ist?“ — „Ei, das möcht' doch noch manch Wort hin und her kosten!“ rief der Alte. — „Gut“, antwortete Karl. „Wo der Justus Strohmec hingekommen, das weiß ich, denn er war mein Ahn.“

Der Alte schob die Brille in die Höh' und sah den Sprecher an. „So?“ sprach er gelehrt.

„Meister Ringwalt, ich will offen mit Euch reden“, fuhr Karl fort. „Ich heiße nicht Karl Strom, sondern Karl Justus von Strohmec.“

„Du?“ rief Marianne, und in dem Tone klang es wie Vorwurf, denn der Geliebte stand mit dem fremden vornehmen Namen so fremd und fern ihr gegenüber.

„Verzeih', mein Mädchen!“ rief dieser, „daß ich das Mißkennen Deiner Freundin benützt und mich bei Euch eingeschlichen habe, aber Strohm oder Strohmec — ich bleibe Dir der Gleiche.“

Dem Alten war es bei dieser Enthüllung sehr unbehaglich geworden und er verwünschte in seinem Innern den reuigen Bürgermeister und sein Testament. „Nun, und was weiter?“ fragte er mürrisch. — Strohmec aber sprach: „Die Leute, die den kurfürstlichen Hauptmann gesehen, haben recht gesehen; es war der Justus. Und ich kam nur darum in Eure Stadt, um in den alten Kirchenbüchern, die noch vorhanden sein sollen, die Herkunft des Justus nachweisen zu lassen, da mein Oheim dessen zur Herstellung von Gott weiß was bedarf. Der Justus, der mit Ruthen gepeitschte, beraubte mißhandelte Mann, trat in kurfürstliche Dienste und stieg von Grad zu Grad. Als ein tapferer Mann brachte er es bis zum Obersten, und als er nach einer glorreichen Action ein armes adeliges Fräulein heimführte, in seinem fünfzigsten Jahr, gab ihm sein Kurfürst Strohmec zu Lehen und den Freiherrntitel. So liegt er begraben über dem gekreuzten Schwert und Handschuh in der Kirche meiner Vaterstadt, welcher er, wie der Stein besagt „um sein, seiner Hausfrau und noch eyner lieben Seele willen“ reiche Geschenke gemacht hat. Darunter steht die Jahreszahl 1622. Ich habe mich oft gefragt, wer diese liebe Seele sein möge. Nun ist mir die Antwort geworden, und Ihr sollt mir geben, was mein ist, dem Karl Justus Strohmec die Maria Anna im Ringwalt.“

Marianne reichte hellleuchtenden Auges dem Geliebten beide Hände über den Tisch. — „Hm“, brumnte der Alte. „Ich kann keinen Eid schwören, daß der Herr mein leibeigener Knecht sei. 'S dreht sich curios in der Welt; die im Ringwalt sind Handwerker und Ackerleute geworden, und Der, den sie von der Schwelle gejagt haben, ein Freiherr.“



Der Jäger aus Kurpfalz.

„Lesen Sie laut, Cousin!“ (E. S. 132.)

„Was mein ist, soll hinfort Euer sein!“ rief Karl. — „’S geht mir nichts ab, ich hab’ mein Auskommen“, sprach der Alte. „Ich meinte nur so. — Ueber die Hausthür, wohin der Bürgermeister sein Wappen hatte setzen lassen, schrieb mein Vater: Renovatum, und den Wahlspruch der Revolution. Ich hab’ mein Schild darüber gehängt: „Christoph Ringwalt, Kunstgärtner und Saamenhändler“, und was darnach kommen wird, weiß Gott.“

„Nur Gutes, Großvater, gewiß nur Gutes!“ rief Marianne. „Du wirst nicht nein sagen, wenn Karl mich begehrt; Du wirst es sühnen, Großvater, das alte Verbrechen, und im Bette, dessen trübes Vermächtniß Du schön erfüllt, wirst Du noch manches Jahr in Frieden Dein Haupt legen, gesegnet von den Lebenden und den Schatten der Vorangegangenen.“

„Ich hab’“, sprach der Alte halb gerührt, „noch immer gut geschlafen darin. Ein gut Gewissen ist ein sanft Ruhefissen, und mich hat das Testament wenig incommodirt.“

„Großvater!“ rief Marianne schmeichelnd und schmiegte sich an den alten Mann. — Dieser wandte sich herum; er mußte seine Brille abwischen, denn sie war ihm plötzlich feucht geworden: „Man soll Testamentsanordnungen ehren, dafür sind sie gemacht, und wenn Der da keinen weiteren Anspruch macht, als an Dich, so hab’ ich nichts dagegen, und der Georg wahrscheinlich auch nicht.“

„Der Georg — was ist’s mit Dem?“ rief Marianne. — „Nun, der hat ein groß Maul aus der Fremde mitgebracht“, sprach der Alte. „Deswegen hat sein Vater mich rufen lassen. Der Georg hat aufbegehrt und gesagt, er sei Manns genug, das andere Viertel auch beizubringen, und er lasse sich kein Weib aufzwingen, er habe selbst Augen im Kopfe und wisse, was er wolle. Sein Vater hat gemeint, er wolle ihm schon den Kopf zurechtsetzen, und ’s wäre auch gegangen. Jetzt aber soll’s in Gottes Namen bleiben, wie es ist.“

Und so blieb es. Einen Strauß der Rosen, die ihr aus dem Grabe erblüht waren, trug die schöne Marianne vor der Brust, als sie Karl von Strohmeck zum Altare folgte, und hell aus der Fülle der blonden Locken blickte Maria Anna im Ringwalt aus blizendem Goldrahmen auf das Glück der späten Nachkommen.

Der Georg war wirklich Manns genug, noch mehr als die zwei Viertel an den Gerbhäusern zusammenzubringen; denn ihren Antheil verließ ihm Marianne, als er die muntere, frische Rosine heimführte. So war denn manches Verhältniß bereinigt, manches gelöst und geordnet und das schönste begründet: häusliches Glück.

„Som Rhein.“ Bilder und Geschichten.